

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt
Band: 46 (1956)

Artikel: Der Bodensee im Spiegel des Gedichts
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947603>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Bodensee im Spiegel des Gedichts

von Georg Thürer

Seit uralter Zeit haben die wandernden Völker an fruchtbaren Gestaden Halt gemacht und sich angesiedelt. Gerne folgten sie Flüssen und Strömen, und wo diese fließenden Gewässer in stehende übergingen, da ruhten auch sie. Aus Nomaden wurden sie ansässige Bauern. Erlaubte es die Gunst der Stelle und der Stunde, so wohnten sie dichter. Sie wurden Dorfleute oder gar Stadtbürger, geborgen hinter Mauern und doch teilhaftig der offenen blauen Weite, in welcher der Fischer seine Angel auswarf und die Netze hinter sich herzog und woher der Kaufmann die Schiffe mit ihren Schätzen erwartete. Wer am See wohnt, der will gerne verweilen: er jagt dem Leben nicht weithin nach – es kommt zu ihm.

Geht es uns anders, wenn wir uns nun aufmachen, um einem See zu begegnen? Unserm See! wie viele Leser mit dem Recht des Anwohners, des Nachbarn oder doch des Freundes sagen werden. Wie der See die Wasser sammelt, welche ihm aus weiter Runde zurinnen, so sammelt er auch unsere Gedanken in unsere Seele. Man nennt die Seen zuweilen die großen Augen der Landschaft, und vom Auge wiederum sagt das Volk, es sei der Spiegel der Seele. Wenn wir dieser Volksweisheit vertrauen, so werden wir wohl auch in den Seen etwas von der Seele einer Landschaft entdecken und als frohe Kunde weitergeben. Dabei rufen wir den guten Beistand der Dichter an.

Ihre Augen und ihr Gehör, die feinste Witterung ihres Innern nehmen Dinge wahr, welche wir gemeinhin nicht mer-

ken, die wir aber, wenn sie in schöner Weise gesagt werden, doch zu ahnen oder gar zu schauen vermögen. Von diesem Gnadenstand der Sprache sind keine Menschen ausgeschlossen, welche den guten Willen mitbringen, zu lauschen wie ein Kind und ihre Seele zu nähren wie erfahrene Leute, welche auf Ernte bedacht sind. Nur wer zum vornherein abweist, was auf Versfüßen daherkommt, wird die Dichter leidige Nichtstuer schelten. Sie möchten ja Alleskinder sein und das Leben schlicht und schön beseelen, damit es nicht in bloßem Betrieb verwirrschaft. Der Dichter naht sich dem See also anders als der auf Erwerb ausfahrende Fischer, als der Vermieter von Booten und die Angestellten eines Fährdienstes, aber auch anders als der Wissenschaftler, der sein Lot und sein Auffanggerät in die Seetiefe senkt oder das Anwachsen eines Deltas feststellt. Er richtet an den See nicht Fragen, die sich mit Zahlen beantworten lassen, aus denen man gewöhnlich Geldwerte gewinnt. Er gleicht viel eher dem Wanderer, der ins Blaue schaut und schreitet. Im Gegensatz zu ihm möchte er aber nicht nur sehen, sondern auch sagen, nämlich aussagen, was sein Inneres angesichts des Sees bewegt. Er möchte das Wesen des Sees, wie gerade er es empfindet, ins Wort heben und dieses sinn-schwere, schönklingende Wort andern reichen. Das ist seine Gabe – man nehme dieses Wort im Doppelsinn: das, was ihm gegeben ist, und das, was er uns gibt. Seine Hoffnung aber ist, daß manche, denen er sein Wort weiterreicht, nun das

Besungene auch schöner erleben als bisher. Man prüfe sich: ist unsere Heimat nicht schöner, weil es Heimatlieder gibt? Ist die Freundesrunde nicht trauter, weil man in ihr gemeinsame Gesänge anstimmen kann? Verleiht nicht der jungen Liebe das Liebeslied eine besonders innige Schwungung? Beflügelt das Marschlied nicht den ermatteten Gang? Und ist nicht manchem selbst Gott in Chorälen näher gekommen? Kann uns der See nicht auch urmächtiger und herznäher werden, wenn wir ihn mit den Dichtern betrachten? Wenden wir uns daher nicht ab, wenn ungewohnte Worte gesagt werden! Der Dichter, der sich über die Flut beugt wie Goethes Fischer, vernimmt eben auch neue Stimmen, welche ihm sagen, daß die Gestirne ihr Gesicht in der Flut «wellenatmend» gespiegelt sehen, daß der Himmel darin zum «feuchtverklärten Blau» wird, die Flut zum «ewigen Tau».

Gewiß sieht nicht jeder Dichter das Gleiche im gleichen See. Es ist auch nicht gesagt, daß sich jeder Dichter gerade vom See angesprochen fühlen müsse. Wir haben ja auch Dichter der Berge, der Wüste, der Großstadt, der Zeit, der Krankheit, der Armut, der Freiheit usw. Immerhin läßt sich sagen, daß sehr viele Poeten ihren besondern Zug zum See haben. Man denke nur daran, wie gerne Dichter auf Inseln weilten: Rousseau auf der St. Petersinsel im Bielersee, Kleist auf einer Aare-Insel beim Ausfluß des Thunersees, Nietzsche auf der Halbinsel Chasté im Silsersee, und wenn Hutten auch nur halbwegs freiwillig seine letzte Zuflucht auf

der Ufenau bezog, so folgte ihm C. F. Meyer, der Sänger von «Huttens letzten Tagen», im Geiste um so freudiger dahin. Zweifellos bringt die Insel Stille, der Wellengang Rhythmus, und das Eiland verschafft dem Dichter auch das Hochgefühl einer geschlossenen Welt, die durch ihren großen blauen Gürtel rundherum zwar Abstand gewährt, aber doch die Verbindung mit der weitem Uferwelt erlaubt. So kann der Dichter auf der Insel die Vorzüge eines Robinsons genießen, ohne seine schreckhafte Einsamkeit auf sich nehmen zu müssen.

Wir hüten uns überhaupt davor, eine eigentliche «Bodensee-Dichtung» zu ermitteln. Es gibt Dichtung am Bodensee und Dichtung vom Bodensee, ohne daß deshalb die Dichter als Seenachbarn oder die Dichtungen des entsprechenden Stoffes wegen einer Zwangsläufigkeit unterstanden. Beachtlich aber ist immerhin, welche große Anziehungskraft unsere Landschaft auf die Poeten ausübt. Würde man sie fragen, aus welchen Gründen es geschehe, so könnten wohl manche die runde Antwort Friedrich Georg Jüngers wiederholen. «Des Sees wegen», sagte er, wohne er in Überlingen, und zwar dicht am Ufer, so daß er den See sehe und höre, denn er «lebe gerne am Wasser». So kamen sie in unserm Menschenalter hierher ans Bodenseeufers, aus beinahe allen Enden und Ecken des deutschen Sprachbereiches: der Schwabe Hermann Hesse, der Hesse Wilhelm Schäfer, die Brüder Jünger aus Hannover, Wilhelm von Scholz aus Berlin, der «Rosendoktor» Ludwig Finckh aus Frankfurt, Friedrich Schnack aus Mainfranken, der aus dem Harz stammende Rudolf Hagelstange und der Deutschballe Bruno Goetz. Es genügt, einige messerscharfe Sätze aus Ernst Jüngers kulturkritischen Schriften zu lesen und sie mit einer Seite aus dem lebenswürdigen Bodensee-Buch «Der liebe Augustin» von Horst Wolfram Geißler zu vergleichen, um zu erweisen, daß der Bodensee an sich keinen einheitlichen Stil bedingt. Und nicht minder bunt sind die Scharen, welche sich auf der schweizerischen Seite zusammengefunden haben. Man denke nur an die schöpferischen Menschen, welche sich im Fischerdorfe Uttwil niedergelassen oder doch längere Zeit dort geweiht haben: Emanuel Stickelberger, Paul Ilg, Carl Sternheim, Annette Kolb und René Schickele, um lediglich die Dichter zu nennen.

Man kann auch sagen, daß der Bodensee von jedem Ufer aus anders gesehen werden kann. Für uns Schweizer ist er die weiteste Landschaft des Vaterlandes, denn seine Ufer sind flacher als die des Genfersees, und das Licht darüber flimmerblau wie nirgendwo. Für die Deutschen ist er ein südlicher See mit früherem Lenz als

anderswo, und auf der Mainau bringt das milde Klima Früchte zur Reife, wie sie sonst nirgends in deutschen Landen gebrochen werden können. Die österreichischen Nachbarn wieder sehen im See ihr großes Tor zur Welt des Westens. Zusammen aber lieben wir als Europäer unsern Bodensee als großen Dreiländersee, wie es keinen andern See mit dieser Sendung im Abendlande gibt. Wenn die Dichter Sprecher ihrer Völker sind, so werden sich solche Unterschiede rund um den Bodensee auch im Chorgesang der Poeten auswirken, den wir uns zum vornherein vielstimmig vorstellen müssen, um so mehr, als auch die jeweilige Zeit den Geist bestimmt und die Sprache tönt.

Die Urzeit des Bodensees hat uns keine Dichterworte hinterlassen, höchstens, daß in Sagen noch früheste Kunde alten Wortzaubers fortwirkt. Auch die Römer, welche nach Strabos Bescheid hier die Vindeliker im Seekampf überwandten, hinterließen nur wenige Zeilen, welche den Bodensee schildern. Am meisten weiß der aus Antiochia stammende Grieche Ammianus Marcellinus in spätrömischer Zeit in lateinischer Sprache über ihn zu melden. «Weit und rund», nennt er den Bodensee, «rauh und wüst» seine Ufer, wo sie nicht durch römische Straßen erschlossen wurden. Er weiß indessen bereits etwas Wunderbares vom Bodensee zu berichten, nämlich, daß der brausende Bergstrom des Rheins den Bodensee nicht speise, sondern geradenwegs durchfließe. Das stehende und das fließende Wasser vermische sich in gar keiner Weise; die beiden Gewässer seien geschieden, wie ein durch «ewige Zwietracht getrenntes Element». «So unglaublich es klinge, der Augenschein lehre es», beteuert der Gewährsmann, freilich ohne uns zu überzeugen.

Bald darauf wurden die Alemannen Herren aller Gestade. Der Bodensee wurde der eigentliche Herzspiegel alemannischer Kultur. Ihre Sprache wurde auch von den rätischen und keltischen Anwohnern, die unter den Cäsaren romanisiert worden waren, übernommen. Das alemannische Gehört und der Weiler bestimmten das Siedelungsbild der Seelandschaft, und diese hat ihren ländlichen Zauber, zumal auf den sanften Höhenzügen rund um den See, stundenweit erhalten. Dem alemannischen Gemüt ist eine geheimnisvolle Verbindung von Tatkraft und Träumerei eigen. Wer das Volk nur von außenher kennt, findet es wohl karg, nüchtern und etwas werkselig, wer aber das Schweigen und die Gebärden zu deuten vermag und nicht nur aufs Reden abstellt, findet tiefere Kräfte, die sich im Künstler zum überzeugenden Werke verdichten. Aber auch in der knappen Rede der Landleute steckt oft viel Sprachkraft, von prach-

voll anschaulichen Appenzeller Witzen bis zum besinnlichen Schwabenscherz, der sich ins Philosophische wendet: «Ja, wenn alle Leut wären, wie ich sein sollte, so wär's auch besser auf dieser Welt!»

Wir müssen es uns leider versagen, aufzuspüren, wie der Bodensee in Sage und Sprichwort eingegangen ist. Dort, wo der Namenlose der alemannischen Frühzeit seine Rede in Verse faßte, geschah es wohl oft, um mit dieser gehobenen Sprache Geister zu beschwören. In dieser Welt befinden wir uns noch, wenn wir den heiligen Gallus auf den Bodensee hinaus begleiten. Während der Gottesmann in nächtlicher Stille seine Netze in den See senkt, wird er – nach der im 8. Jahrhundert entstandenen Lebensbeschreibung des Reichenauer Mönches Wetti – Zeuge eines dämonischen Gespräches zwischen einem Bergteufel und einem Seegeist. Es sind wohl altheidnische Gottheiten, welche sich zum Untergang der Glaubensboten verschworen haben, ihnen aber nichts anhaben können, denn ein neuer Oberton ist am See erklingen. Die Christen schlagen an die älteste Glocke, welche die abendländische Geschichte kennt. Sie hängt im ersten Kloster des deutschen Sprachgebietes, in Bregenz – die Unholde aber werden in Christi Namen gebannt.

Zwei der berühmtesten Klöster Europas bestimmen in der Folge wie zwei Brennpunkte die germanisch-christliche Bodensee-Welt. Es sind die Benediktinerabteien St. Gallen und Reichenau, und dazwischen erhebt sich der Sitz des Konstanzer Bistums. Hochtal, Insel und Landenge sind ihre irdischen Grundlagen. Alle Schönheit der Erde tritt aber zurück gegenüber dem Anspruch des Himmels. Lateinisch redet und spricht diese Kirche, lateinisch sprechen auch die Poeten im Mönchskleid. Die St. Galler Mönche Notker der Stammer und Tuotilo bringen, angelehnt an die Kirchenmusik, die neuen Formen der Sequenzen und Tropen gleich zu hoher Blüte, indem sie den Wortanteil am Kirchengesang künstlerisch mächtig steigern. In der Dichtung ihres etwas ältern Ordensbruder Walahfrid Strabo auf der Reichenau, der dem St. Galler Abte ganz entzückende Gartengedichte widmete, blinkt nun um 830 zum ersten Male der Bodensee in poetischer Verklärung auf. Der in der Spätzeit Kaiser Karls des Großen geborene Alemanne sehnte sich in der Zeit, da er als Prinzenenerzieher am Karolingerhofe zu Aachen wirkte, immer wieder nach seinem Heimatkloster auf der Reichenau zurück, die ihm als «insula felix» vorkam. Sein «Insellied» soll sein Heimweh ausdrücken und zugleich mildern. Der Gesang beginnt mit dem Anruf: *Musa nostrum plange soror dolorem* ... Hören wir seine Strophen, wie sie Paul von Winterfeld verdeutschte:

Schwester Muse, hilf mir klagen,
Melde, wie vom Heimatlande
Ich geschieden trüb und traurig,
Tief gebeugt von bitterer Armut.

Weisheit sucht ich armer Knabe;
Ließ darum das Land der Väter,
Muß darum im Elend schmachten,
Keiner sieht den Fremden gerne.

Keines Meisters Milde tröstet,
Keines Lehrers Liebe hegt mich;
Kümmertlich das bißchen Leben
Fristet mir des Leibes Nahrung.

Meine Tränen fließen, denk ich,
Wie mir einst so wohl gewesen,
Da die Reichenau dem Knaben
Noch, die sel'ge, Obdach gönnte.

Heilig mir und allzeit teuer,
Mutter du, geweiht den Heil'gen,
Ehrenwürdig, hochgepriesen,
Frommer Brüder sel'ge Insel.

Heilig du zum andern Male,
Wo die hehre Gottesmutter
Wird von allem Volk verehret,
Nochmals tön' es: sel'ge Insel!

Rings von Wassern wild umbrandet,
Stehst du fest, ein Fels der Liebe,
Streuest weit und breit der Lehre
Samenkörner, sel'ge Insel.

Immer steht nach dir mein Sehnen
Dein gedenk ich tags und nächstens,
Die du uns versorgst mit allem,
Das wir brauchen, sel'ge Insel.

Mögest fröhlich du gedeihen,
Stets dem Willen Gottes folgend,
Daß die Reichenau man selig
Preisen mög und ihre Söhne.

Also füg es Christi Gnade,
Daß ich einst dich wiedersehe
Und begrüße: «Sei gesegnet
Immerdar, erhabne Mutter.»

Geschult an römischer Form, beseelt von
christlichem Geist, spricht der frühmittel-
alterliche Alemanne seine Sehnsucht aus:
die ferne Insel ist ihm Jugendheimat,
Schwelle des geistigen Reiches und wird
als Sinnbild zur Insel der Seligen. Das
Heimweh türmte den klostergekrönten
Hügel zur Hochburg des Glaubens em-
por.

In der frühen St. Galler Lyrik wird des
Bodensees nicht ausdrücklich gedacht.
Dafür weiß der grundbegabte Erzähler
des Klosters, Ekkehard IV. eine Liebes-
geschichte zu berichten, die sich vor tau-
send Jahren am Ufer unseres Sees zutrug.
Graf Ulrich aus Buchhorn – so lautete
der alte Name für Friedrichshafen – war
mit König Otto dem Großen im Jahre
955 den Ungarn entgegengezogen. Wohl
siegte der Westen gegen den Osten. Allein
Graf Ulrich geriet in Gefangenschaft und

galt daheim für tot. Seine Gemahlin
Wendilgard nahm den Schleier. Sie lebte
in St. Gallen und spendete zum Heile der
Seele ihres Gatten den Armen reichlich.
Als sich der vermeintliche Todestag des
Grafen zum vierten Male jährte, kam sie
neuerdings nach Buchhorn, wo auch der
aus der Gefangenschaft entwichene Gatte
erschien. Er versteckte sich im Bettelvolk,
das sie umlagerte, und sprach sie um ein
Kleid an. Sie erkannte ihn nicht und ver-
wies ihm erst sein unverschämtes Betteln,
erfüllte seinen Wunsch dann aber doch.
Ungestüm zog sie der Heimgekehrte an
sich und küßte sie. Wendilgard erkannte
ihren Gemahl immer noch nicht und be-
klagte den Schimpf, den man einer Witwe
antue. Erst eine Narbe an der Hand
zeigte ihr, wer sie umarmt hatte. Der Bi-
schof verschloß dann den Schleier im
Schrein, damit sie ihn wieder nähme,
wenn der Gatte vor ihr stürbe. Dann
wurde die Hochzeit von neuem gefeiert.

Aber nicht in der Blickrichtung West-
Ost gewann der Bodensee seine welthisto-
rische Bedeutung. Wichtiger wurde er als
Teilstück des Weges vom Norden nach
Süden, vom Reich nach Rom. Er wurde
zur Zeit der Staufer, deren Stammburg
nicht allzufern vom See stand, zur eigent-
lichen Kulturlandschaft der Mitte im
schwäbisch-deutschen Bereiche, denn auch
die Welfen, Gegner der Staufer, atmeten
in ihrer Ravensburger Frühzeit Boden-
seeluft. Kaiser und Könige rasteten in den
gastlichen Burgen am See. Zwei dieser
Staufer haben sich mit der Geschichte der
Landschaft unauflöslich verbunden. Beide
standen im Alter von fünfzehn Jahren,
als das Bodenseegestade zu ihrer Schick-
salsschwelle wurde. Friedrich II. kam in
diesem Knabenalter von Italien hierher,
und Deutschland jubelte ihm zu; sein
Enkel Konradin aber nahm auf Schloß
Meersburg drüben und auf der Arboner
Burg hüben Abschied von der Heimat,
die er nicht wiedersehen sollte, denn das
Haupt des Siebzehnjährigen fiel auf der
Richtstatt seines Besiegers zu Neapel.

Beide gekrönten Staufer waren Dichter
gewesen. Die Zeit des Minnesanges war
gekommen. Das Dichten gehörte zum gu-
ten Ton der Höfe. Vielen war es ein an-
mutiges Gesellschaftsspiel, bei den we-
nigen Begabten aber, wie z. B. Wolfram
von Eschenbach und Walther von der
Vogelweide, war der lebendige Herzton
stärker als die üblichen Formen. Und diese
Kunst sprach und sang deutsch, in jenem
Mittelhochdeutsch, dem man anhört, daß
die alemannische (oder eine andere ober-
deutsche) Mundart seine gesunde Mutter
war, die es überleben sollte. Daher sind
uns die Minnesänger auch trauter geblie-
ben als jedem andern Stamme deutscher

Zunge. Wir verstehen Konrad von Land-
egg aus dem Tal der Sitter, wenn er bei
einem andern Feldzug, der ihn tief ins
winterliche Frankreich hineinführte, sich
das Bild des Bodensees, wo offenbar die
Dame seines Herzens wohnte, vor die
Seele ruft:

Mich muoz wunder hân,
wiez sich stelle bi dem Rîne,
umb den Bodense,
ob der sumer sich dâ zer.

Wunder nimmts mich doch,
Wies am Rheine sei bestellt
Und am Bodensee,
Ob auch dort der Sommer schwand.

Während im Westen sich das Land fro-
stig in Nebel hüllt und der Seele allen
Frohsinn raubt, müsse in Schwaben der
Sommer in ungebrochener Lust anhalten:

Wunne und vogelsanc
ist in Swâben, des ich waene:
dar sô jâmert mich
nach der schoenen minniglich.

Wonne und Vogelsang
Ist in Schwaben, wie ich wâhne;
Des jammert mich, ich sehne mich
Dorthin zur Schönen minniglich.

Dann ergeht sich der Landegger im Lobe
seiner fernen und schönen Geliebten.
In der Blüte der Ritterzeit erklang der
Minnesang auf vielen Burgen rund um
den Bodensee. Der Thurgauer Ulrich von
Singenberg, der Taler, Konrad von Alt-
stätten und Burkard von Hohenfels sind
nur wenige Namen aus einem großen
Chore. Ihre Lieder haben mitunter einen
persönlichen Zug, der auf eigenes Erleben
schließen läßt, und mehr als einem blickt
auch der Schalk aus den Augen.
Der Singenberger weiß vom Zusammen-
prall von Vater und Sohn zu berichten.
Der Heranwachsende möchte eben lieber
mit der Leier zu den schönen Frauen aus-
ziehen, als mit der Axt im Walde holzen,
wozu ihn der Vater anhalten will. Burk-
hard von Hohenfels, ein Ministeriale aus
der Gegend von Überlingen, schildert, wie
eine frohe Gesellschaft die drückende
Stubenhitze floh und von einem jâhen
Regenschauer überrascht wurde. Ein altes
Weib wies den jungen Leuten die Scheune
als Obdach, und gleich wurde darin ge-
sungen und getanzt. Diese «vil süeze
stadelwise» ließ allen Unmut über den
verregneten Ausflug vergessen. Alles fällt
in den Kehrreim ein:

Fröide unde fröheit
ist der werlte für geleit.
Freud und freies Leben
Sind der Welt gegeben.

Wir wissen recht gut, wie farbenfroh das Rittertum am Bodensee diese neu erwachte Lebenslust gestaltete. Schön stilisiert zeigt die berühmte, in Zürich begonnene Manessische Liederhandschrift wohlgewählte Stellen aus dem Liedgut oberschwäbischer Dichter in Bildern. Am oberen Ende des Sees hielt um 1250 die Weltchronik Ritter Rudolfs von Hohenems, der die Geschichte von Adam an in 38 000 Versen erzählte und doch nur bis Salomo kam, das biblische Geschehen in ebenfalls kostbaren Bildern fest, welche die altjüdischen Krieger in Haltung und Tracht wie schwäbische Ritter darstellte. In Gedichten des 13. und 14. Jahrhunderts wird der Bodensee kaum mehr genannt. Erst in der Zeit des Übergangs vom Minnesang zum Meistersang preist der weitgereiste Tiroler Ritter Oswald von Wolkenstein die große Stadt am See, welche in der Zeit seiner Mannesjahre das große Kirchenkonzil beherbergte.

O wunnikliches paradys,
zu Costnitz han ich funden dich!
Für alles, das ich hör, sich, lis,
mit guetem herzen freustu mich.
Inwendig, auß und überal,
zu Münsterling und anderswa
regniert dein adelicher schal –
wer möcht da immer werden gra?

Der Poet schildert die Kleiderpracht des Adels und betont, daß es ihm auch am «mündlin rot» nicht fehle. Lieber aber als sein Wortgepränge ist uns das rührende Liebesgeständnis eines schlichten Sängers geblieben, welcher seinem Schatz wünscht:

Liebes mehr als je
Tropfen fließen in den Bodensee.

Neben dieser Weltlust ging das späte Mittelalter hindurch ein Zug zu stiller Einkehr und glühender Gottesliebe. Der Mystiker Heinrich Seuse, der mit dreizehn Jahren in das Dominikanerstift zu Konstanz eintrat und bei Meister Eckhardt in Köln den Weg der mystischen Versenkung in das Wesen Gottes gehen lernte, gehört in diese Gruppe wie der Konstanzer Patriziersohn Johannes Zwick, der gleich Meister Zwingli auf evangelische Weise die Bibel erfaßte, und von dessen Chorälen nicht weniger als sieben in unser neues evangelisches Gesangbuch aufgenommen worden sind. Es mag sein, daß stets, wenn diese Geistlichen vom See

Genezareth predigten, der Bodensee vor ihren Augen stand; aber belegen läßt es sich nicht. Und wenn einmal in der dazwischen liegenden Renaissance ein Kirchenfürst vom Bodensee ausdrücklich redete, so geschah es doch in weltlichem Zusammenhang: Abt Ulrich Rösch wollte sein Kloster St. Gallen an den Bodensee verlegen und betonte in seiner zielbewußten Werberede an den Konvent die strategischen und wirtschaftlichen Vorzüge der Rorschacher Baustelle mit ihrer Aussicht, «der lust zu sechen den gantzen Bodensee und alles, das darumb gelegen, beide lennder, schloss und statt.» Ein gutes Jahrzehnt später spaltete der Schwabenkrieg, auf deutscher Seite Schweizer-

krieg geheißen, die beiden Länder, die nun ihre eigenen Wege gingen; auch im Österreichischer Winkel wandte man in der Folgezeit sein Antlitz mehr nach Osten, dem Sitz der Habsburger Dynastie, zu. Der Humanismus griff auf die Leitbilder der Antike zurück. In den führenden Köpfen dieser literarischen Renaissance brechen aber bereits das Selbersehen und die eigene Aussage durch. Geradezu ein Schulbeispiel liefern Vadian's Hexameter, in welchen er jene Auffassung Ammians, wonach der Rhein den Bodensee durchfließt, ohne seine Wellen mit denjenigen des stehenden Gewässers zu vermengen, zwar noch aufnimmt, aber deutlich mildert und überwindet. Er sagt vom Rheine:

Hoch aus den Bergen von Rätien stürzt er, entsprungen, hernieder,
Fließt in geschlängeltem Lauf durch das Tal, das bestanden mit Reben,
Schäumend im Wogengefilde und tauchet dann ein in die tiefen
Fluten. Und weithin fordert er eigenen Wellen besondern
Weg und teilet sich nicht. Doch endlich bezwingt und zerstreut ihn
Machtvoll die Sturmgewalt, die herbraust vom Ufer im Osten.
Also entfaltet der See sich in unermeßliche Weite,
Sammeind die Wasser, die rings in ihn münden.

(Deutsch von M. Gabathuler)

Aus dem Bregenzer Walde kamen die großen Baumeister, welche ihre barocken Bauwerke wundersam in die wellige Landschaft einfügten. Die Wortkunst aber hatte in der Zeit, in welcher sich in der Nachbarschaft des Bodensees die beschwingten Meisterwerke von Birnau, Kreuzlingen, Weingarten und St. Gallen erhoben, nichts aufzuweisen, was auch nur einigermaßen ebenbürtig gewesen wäre. Halten wir uns daher in der Kleinflora gutgemeinter Verskunst nicht auf, da uns aus dem Dichterwald des 19. Jahrhunderts Bäume mit hohen Kronen grüßen.

Als Merkwürdigkeit halten wir immerhin fest, daß die beiden größten Dichter der vorletzten Jahrhundertwende, Goethe und Schiller, den Bodensee in ihren Wegen und Werken kaum streiften. Das ist um so erstaunlicher, als Goethe ein ausnehmend reisefreudiger Mann war, die Schweiz mehrmals besuchte, den Bodensee aber dabei doch nur auf raschen Durchreisen wahrnahm, und Schiller als Schwabe das Schwäbische Meer ja zu seiner weitem Heimat rechnen konnte. Schiller hat aber dennoch den Bodensee so wenig gesehen als den Vierwaldstättersee, der doch sein Telldrama so gewaltig durchflutet. Friedrich Hölderlin stand gewiß

an seinen Gestaden, als er Hauslehrer in Hauptwil war; allein die wunderbare Prosa z. B. des Briefes, den er am 23. Februar 1801 an seine Schwester schrieb, schildert den Aufblick zu den «glänzenden ewigen Gebirgen», die ihm als Gottes Thron erscheinen, und die von Bächen und Seen – also den Hauptwiler Weihern – durchströmte, von Tannen umkränzte Nähe. Aber selbst dort, wo wir es vom Thema her erwarten, nämlich in seinem langen Gedichte «Der Rhein», ist vom Bodensee nicht die Rede. Wohl scheut sich der Dichter nicht, Namen zu nennen, denn er führt den Tessin und den Rhodanus als Brüder des Rheins an. Machtvoll wird der Ursprung des Stromes geschildert:

... Drin im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm,
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun.

Allein dieser Rhein mündet nicht in den Bodensee, sondern verströmt – in erhabene Philosophie, und wo von einem See die

Rede ist, da ist es der Bielersee, der See Rousseaus. Dennoch, wenn es auch mit Namen unbelegbar ist, mag die lichte Weite des Bodensees eine gute, helle Dichterkraft Hölderlins geworden sein. Wie wenig läßt sich ja in der Poesie heimweisen und hat doch seinen Anfang in Ort und Zeit, denen nachzuspüren freilich nicht das erste Anliegen der literarischen Würdigung zu sein braucht. So ist im Gedicht «Die Wanderung», worin sich Hölderlins Geist nach Griechenland aufmacht, mit dem «weithindämmernden See» zweifellos unser Bodensee gemeint. Schlicht und schön feiert darin der Dichter die schwäbische Treue zur Heimat, von der man sich nur schwer wegriß. Er spricht die Heimat als Mutter an:

Schwer verläßt,
Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.
Und deine Kinder, die Städte,
Am weithindämmernden See,
An Neckars Weiden, am Rheine,
Sie alle meinen, es wäre
Sonst nirgend besser zu wohnen.

So hoch und gern sich Hölderlins Geist über alles Irdische erhob, er war doch seiner Heimat innig zugetan, ja schicksalhaft mit ihr verbunden; auch er unterstand dem Gesetz, das er im eben erwähnten Rhein-Gedicht in die Worte faßte:

Das meiste nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugeborenen begegnet.

Die Hauptwiler Lehrerzeit dauerte nur wenige Monate. Es waren die ersten des 19. Jahrhunderts, das kriegsdrohend emporzog. Aber stärker als das Unheil der Zeit mochte den Lehrer und den Kreis, in dem er zu wirken hatte, sein Unvermögen bedrängen, die Stimmen dichterischer Eingebung zu Gunsten der Tagesverpflichtung zu beschwichtigen. Im Januar 1801 war er in den Thurgau gekommen, und im Frühling darauf war er schon wieder unterwegs nach Hause. Dieser Rückkehr verdanken wir Hölderlins eigentliches Bodensee-Gedicht. Es heißt «Heimkunft» und ist «An die Verwandten» gerichtet. Die ersten der sechs gewaltigen Strophen bauen die Hölderlinsche Welt vor uns auf: die Alpen sind Stufen zu Gott, der uns lichtvoll aus dem Äther anschaut, der Unrast des Daseins das selige Maß entgegenhält, den Ermatteten erfrischt und den Trauernden aufrichtet.

Vieles sprach ich zu ihm, denn was auch Dichtende sinnen
Oder singen, es gilt meistens den Engeln und ihm;
Vieles bat ich zulieb dem Vaterlande, damit nicht
Ungebeten uns einst plötzlich befiele der Geist.
Vieles für euch auch, die im Vaterlande besorgt sind,
Denen der heilige Dank lächelnd die Flüchtlinge bringt,
Landesleute! für euch; indessen wiegte der See mich,
Und der Ruderer saß ruhig und lobte die Fahrt.
Weit in des Sees Ebene wars ein freudiges Wallen
Unter den Segeln, und jetzt blühet und hellet die Stadt
Dort in der Frühe sich auf; wohl her von schattigen Alpen
Kommt geleitet und ruht nun in dem Hafen das Schiff.
Warm ist das Ufer hier, und freundlich offene Tale,
Schön von Pfaden erhellt, grünen und schimmern mich an.
Gärten stehen gesellt, und die glänzende Knospe beginnt schon,
Und des Vogels Gesang ladet den Wanderer ein.
Alles scheint vertraut, der vorübereilende Gruß auch
Scheint von Freunden, es scheint jegliche Miene verwandt.

Freilich wohl! das Geburtsland ists, der Boden der Heimat,
Was du suchest, es ist nahe, begegnet dir schon.
Und umsonst nicht steht, wie ein Sohn, am wellenumrauschten
Tor und siehet und sucht liebende Namen für dich
Mit Gesang ein wandernder Mann, glückseliges Lindau!
Eine der gastlichen Pforten des Landes ist dies,
Reizend, hinauszugehn in die vielversprechende Ferne
Dort, wo die Wunder sind, dort, wo das göttliche Wild,
Hoch in die Ebenen herab der Rhein die verwegene Bahn bricht,
Und aus Felsen hervor ziehet das jauchzende Tal,
Dort hinein, durchs helle Gebirg, nach Como zu wandern,
Oder hinab, wie der Tag wandelt, den offenen See;
Aber reizender mir bist du, geweihte Pforte!
Heimzugehn, wo bekannt blühende Wege mir sind,
Dort zu besuchen das Land und die schönen Tale des Neckars,
Und die Wälder, das Grün heiliger Bäume, wo gern
Sich die Eiche gesellt mit stillen Birken und Buchen,
Und in Bergen ein Ort freundlich gefangen mich nimmt.

Dort empfangen sie mich. O Stimme der Stadt, der Mutter!
O du triffst, du regst Langegelesenes mir auf!
Dennoch sind sie es noch! Noch blühet die Sonn' und die Freud' euch,
O ihr Liebsten! und fast heller im Auge, wie sonst.
Ja! das Alte noch ist's! Es gedeihet und reifet, doch keines,
Was da lebet und liebt, lasset die Treue zurück.

Nur wer im Geiste die Luft Griechenlands geatmet hat, kann solche langatmigen Verse schreiben. Von Homer hat Hölderlin die Freude am Beiwort, und der See könnte eine Bucht des Mittelmeeres sein. Ist aber Homer auch der Vater im Geiste, die Mutter bleibt doch die Heimat. Der Sohn kehrt heim, und seine Sehnsucht holt im Gedicht die wartende Mutter schon näher heran, damit sich die Begegnung bald ereigne und glückselig erfülle.
Eine andere Sprache redet die Botin des Nordens, die Freifrau Annette von Droste-Hülshoff. Sie stand im reifen Alter von rund vierzig Jahren, als sie erst besuchs-

weise, dann dauernd aus ihrer westfälischen Heimat auf die Meersburg kam. Streng war, ihrem alten Adel gemäß, ihre bisherige Erziehung gewesen, düster die Umwelt des Moors und geheimnisvoll der Zauber der Heide. Die zarte Gesundheit Annettes verlangte nach einem mildern Klima, und ihre Schwester lud sie zu sich. Sie war die Gattin des romantischen Germanisten Joseph Freiherrn von Laßberg, der zuerst in Eppishausen und dann auf Schloß Meersburg wohnte. Dahin zog ihr als Bibliothekar der Mann nach, den die vielen als herb erscheinende Freifrau liebte; halb mütterlich, denn der 17 Jahre jüngere Levin Schücking war der Sohn

ihrer Freundin, halb aber auch fraulich, denn ihr Herz düstete nach Liebe. Wie ein langzurückgestauter Quell bricht nun 1841/42 ein mächtiger Gesang aus ihr heraus. Bald besingt die Wehmut ihre gemeinsame nordische Heimat, die nun auf dem lichten Hintergrunde der Bodenseewelt erst recht ihre dunkelgründige Eigenart gewinnt; bald aber ist es die Werbung um den Freund, dem sie gesteht: «Mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen.» Als er abgereist ist, schreibt sie ihm: «Könnt ich Dich alle Tage nur zwei Minuten sehen – o Gott, nur einen Augenblick! – dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möven sich mir auf die Schulter setzten.» Wessen Gefühl so lodert, der schreibt keine Idylle. Wie eine Brunhilde der Sage steht sie im Gedicht «Am Turme», mutgeladen, kampfbereit. Der blanke See ist kein Spiegel, in welchem sie sich beschaut. Ein Schlachtfeld ist er, und wie eine Walküre möchte die Dichterin eingreifen in das tobende Geschehen. Hören Sie, wie sich hier eine glühende Leidenschaft auslebt.

Am Turme

Ich steh auf hohem Balkone am Turm,
Umstrichen vom schreienden Stare,
Und laß gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallinen Wald
Das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh ich ein Wimpel wehn
So keck wie eine Standarte,
Seh auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner luftigen Warte;
O, sitzen möcht ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve streifen!

Wär ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

Das Gedicht endet wie ein abgezogenes Gewitter. Die Dichterin beruhigt und fügt sich; sie bescheidet sich, wenn auch mit nachhallender Klage, mit ihrem Stande, ledig und einsam.

Auf Stunden peitschender Leidenschaft folgten solche der Gelassenheit. Ist es nicht wie ein Gegenstück zum eben genommenen Turmgedicht, wenn die Dichterin im Gedichte «Mondesaufgang» wiederum auf den Balkon tritt, nun aber nicht stürmisch, sondern wartend:

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich.
Hoch über mir, gleich trübem Eiskristalle
Zerschmolzen, schwamm des Firmamentes

Halle;

Der See verschimmerte mit leisem Dehnen, –
Zerfloss'ne Perlen oder Wolkentränen?
Es rieselte, es dämmerte um mich,
Ich wartete, du mildes Licht, auf dich!

Hier häufen sich die Bilder des Zerfließens und des AuflöSENS. Ist es die allesverschleiernde Nacht, ist es das unbestimmte Blickfeld der sehr kurzsichtigen Frau, deren Augen ohne Glas die Sterne kaum sehen, was das Bild unbestimmt, aber zugleich malerisch erscheinen läßt? Dabei konnte die Dichterin doch äußerst genau sein, wenn sie den Einzel dingen nachspürte. Da war sie die eigentliche Realistin der lyrischen Dichtung; darin war sie auch die Frau, die mehr Sinn hat für das Einzelne als der auf das Allgemeingültige bedachte Mann. Hölderlin malt mit breitem Pinsel, die Droste sticht zuweilen wie mit der Nadel in Kupfer, wenn sie Sinneseindrücke festhält, so gerade im Gedicht, das «Am Bodensee» überschrieben ist:

Ich hör es wühlen am feuchten Strand,
Mir unterm Fuß es wühlen fort,
Die Kiesel knistern, es rauscht der Sand,
Und Stein an Stein entbröckelt dem Bord.

Die Bewegung im Kleinen, wie wir sie etwa am Badestrand beobachten, ist hier lautmalersich (Die Kiesel knistern) und mit seltenem Verb (entbröckeln) festgehalten. Aus der Kleinwelt einer Ruhestunde im Grase steigt auch das berühmteste Gedicht der Droste empor wie die Lerche aus ihrem Neste in der Flur. Und auch in dieses Gedicht «Im Grase» leuchtet matten Lichts der Bodensee herein.

Im Grase

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Flut, tief tieftrunkene Flut,
Wenn die Wolk' im Azure verraucht,
Wenn aufs müde, schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüt' auf ein Grab.

Wenn im Busen die Toten dann,
Jede Leiche sich streckt und regt,
Leise, leise den Odem zieht,
Die geschloss'ne Wimper bewegt,
Tote Lieb', tote Lust, tote Zeit,
All die Schätze, im Schutt verwühlt,
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß
Eines Strahls auf den trauernden See,
Als des ziehenden Vogels Lied,
Das mir niederperlt aus der Höh,
Als des schillernden Käfers Blitz,
Wenn den Sonnenpfad er durchleitet,
Als der flüchtige Druck einer Hand,
Die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur
Dieses eine nur: für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht,
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbigschillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck
Und für jedes Glück einen Traum.

Sieben Jahre nach dem Aufbruch ihres elementaren Schaffens starb die größte deutsche Lyrikerin auf Schloß Meersburg. Im Gedichte «Lebt wohl» hat sie in schlichten, liedhaften Strophen zusammengefaßt, was Schloß und See, der Anblick der Alpen und die Gewalt des Dichterwortes ihr waren.

Lebt wohl

Lebt wohl, es kann nicht anders sein!
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl;
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Sees Bord,
Mich schaukelnd mit der Wellen Strich,
Allein mit meinem Zauberwort,
Dem Alpeng Geist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert, aber nicht zerdrückt,
Solange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt;

Solange mir der frische Wald
Aus jedem Blatt Gesänge rauscht,
Aus jeder Klippe, jedem Spalt
Befreundet mir der Elfe lauscht;

Solange noch der Arm sich frei
Und waltend mir zum Äther streckt
Und jedes wilden Geiers Schrei
In mir die wilde Muse weckt.

Noch sangbarer sind die Verse von Justinus Kerner, die er mit 'Abendschiffahrt' überschrieb, aber wir wissen nicht, ob der schwäbische Romantiker dabei an den Bodensee dachte. Dem Bodensee zugetan aber war Gustav Schwab, der ihn schon früh in der Weise unserer Heimatbücher schilderte, und der das bekannteste Bodensee-Gedicht schuf, das ja in viele Schulbücher eingegangen ist. Es ist die kraftvolle Ballade 'Der Reiter und der Bodensee'. Ein Reiter hat sich als Tagesziel seines Rittes den Strand des Bodensees gesetzt, um dann im sichern Kahn das jenseitige Ufer zu erreichen. Ist es ein Eilbote? Ist es ein Flüchtling? Wir wissen es nicht. Wer könnte ihn auch in seiner Eile fragen. Er kommt aus den Bergen in die Ebene, aus Dörfern in die eingeschnittene Einsamkeit. Sind es Felder? Keine Seele weit und breit, etwas zu erfragen. Und Wasserruhn und Schneegans reden nicht in der Sprache der Menschen. Weiter, der Abend ist hereingebrochen. Weiter! Weiter! Endlich blinken Lichter her. Das Pferd schlägt mit dem Huf auf steinigem Grund. Hunde schlagen an, und der Herd verspricht trauliche Wärme. Aber auf die Frage, wie weit es zum See sei, wird dem Reiter der unheimliche Bescheid: «Der See liegt hinter dir.» Die Dorfleute kommen und preisen das Wunder, daß ihn das Eis trug. Er aber ist bestürzt und erstarrt auf seinem Pferd. Der nachempfundene Schrecken führt zum nachgeholten Tode.

Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm das Ufer ein trocken Grab.

Jedes Kind am Bodensee kennt diese Zweizeiler. Sie haben sich wie die Sage, welche sie fassen, tief in das Gemüt des Volkes gesenkt. Die Sätze sind meistens knapp wie Sprichwörter. Um diese Zeichnung in kurzen Strichen zu erfassen, lohnt sich das Auszählen: von den 31 Strophen lassen sich diejenigen, in welchen der Satz der ersten Zeile in die zweite hinübergreift,

an den Fingern einer Hand aufzählen, und mindestens so häufig stehen zwei Sätze in der gleichen Zeile. Nicht ungern beginnt Schwab seine Sätze mit Er und Es, wobei das Er den Menschen, das Es wohl das Schicksalhafte mit seinen Vorzeichen bedeutet: «Es flattert das Wasserruhn empor», oder: «Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum.» Zweifellos tobt ein Kampf zwischen dem Er und dem Es. Daher auch das Dramatische, das später nach dem wortlos rasenden Ritt durch die Gespräche unterstrichen wird, welche die Uferleute drüben führen oder zu führen versuchen, denn nun ist der Held verstummt. Ist er schon dem Es anheimgefallen? Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar. Das grammatische Subjekt wird auf einmal zu einem personhaften. Das «Es» ist das Element des Sees. Holt er sich das Opfer, das er physisch nicht gewann, nun im psychischen Bereich? Wir loten in die Tiefe der Seele. War es Ueberheblichkeit (Hybris), daß sich der Reiter über die naturgezogenen oder gläubig gesagt: die von Gott gebotenen Grenzen hinwegsetzte, d. h. den Ufersaum hastig überritt, statt ihn mit hängendem Zügel oder gar zu Fuß zu erspüren? Es gibt Sagen, in denen der Mensch solchen Frevel übte und alle Warnung in den Wind schlug. Gustav Schwab kannte als Herausgeber der Sagen des klassischen Altertums solche Motive z. B. aus dem

Ikarus-Kreise gut genug. Der Reiter am Bodensee aber war nicht gewarnt. Welche Rolle spielt denn der See in dieser Dichtung? Die unheimlichste, die sich denken läßt. Er ist *nicht* da, wenigstens nicht in seiner zu erwartenden Wesensform. Starr ist er wie die Erde, nicht flüssig, sondern fest wie das andere Element, mit dem er, um das Verwechseln aufs höchste zu steigern, unter der gemeinsamen Decke des Schnees steckt. Dieses Nichtdasein – dieses gespenstige Nihil, ist ein Stück erlebten Nihilismus. Schwab findet dafür geradezu mythische Bilder:

Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund.

Das Wesen der Ballade ist am schwersten von allen Dichtungsgattungen zu fassen. Man kann sie keiner der drei üblichen Gruppen zuteilen, denn es vereinigen sich alle in ihr: lyrisches Ineinander, episches Nacheinander und dramatisches Gegeneinander durchdringen sich in der Ballade geheimnisvoll. Der Grundton aber bleibt zumeist düster.

Für Emanuel Geibel war der Bodensee der Inbegriff der Helle. Der in Lübeck geborene Dichter badet sich hier in der Fülle des Lichts. Sein Gedicht 'Am Bodensee' ist zwar kein Edelstein im Krongut deutscher Lyrik, aber es stehe hier als ein Bekenntnis eines lichtfrohen Geistes zu unserer Seelandschaft.

Am Bodensee

Sei mir begrüßt im frühen Morgenstrahl,
Lichtblauer See, vom reinsten Gold durchsät,
Du Stück vom Himmel, das ins schönste Tal
Herabgesunken, ew'ge Frische weht!
Was kränzt sich hier, so weit das Auge späht,
Dein Hang mit Gärten, wo, im Laub versteckt,
Die Traube glüht, indes voll Majestät
Der königliche Säntis dort, bedeckt
Vom Hermelin des Schnees, die mächt'gen Schultern reckt.
Hier will ich ruhn, hier vom Gedränge los,
Wo Schein und Hoffahrt führt den lauten Reigen,
Zum Quelle des, was ewig schön und groß,
Zu dir, Natur, die durst'ge Seele neigen;
Hier will ich atmen jenes tiefe Schweigen,
Aus dem wie Götter aus dem Wolkenduft
In Licht gewappnet, die Gedanken steigen,
Durch nichts gestört, als wenn aus hoher Luft
Beschwingt und frei wie sie, der Alpenadler ruft.

Den gleichen Lichtzauber spannt der See auch in die Seele eines größern Dichters, der weniger feierliche Bilder borgte und seinem Empfinden dafür herzhaftern Ausdruck verlieh. Es war Eduard Mörike, dem schon der Gedanke an den See sein Inneres erhellte: «Denk ich an ihn, gleich wird mir die Seele so weit wie sein lichter

Spiegel», schreibt er 'Einer Reisenden' und gesteht bei diesem Eintrag in das Buch einer Abschiednehmenden, daß der See «uns ferne locket die Herzen in jeglichem Jahr».

Wann sah Mörike den Bodensee erstmals? Wir wissen es nicht. Sicher ist es, daß er seinen Bruder Louis im Jahre 1840 dahin

begleitete, denn dieser bewarb sich um eine große Pacht im Kanton Thurgau. Der Dichter verließ seine Pfarrei Cleversulzbach. Die Brüder blickten zu Blaubeuren in den Blautopf hinunter und stiegen im nahen Ulm auf den hohen Münsterturm. Mit bebendem Herzen blickten sie dem Reiseziel im Süden entgegen, bis ihnen der See auferschien, septemberblau, belebt von weißen Segeln, bestirnt von den firngekrönten Zinnen des Säntis. Dino Larese hat in seiner schönen Studie «Mörike am Bodensee» das Wandern und Innehalten der beiden Brüder getreu und liebevoll festgehalten. Ein Brief Mörikes zeigt den Dichter als begnadeten Wanderer und Verweiler, und das Geringe des Alltags leuchtet im Sonnenstrahl der Poesie bedeutungsvoll auf. Begleiten wir Mörike zum Alten Rhein hinaus.

«Gleich überm Rhein kommt man durch ein großes Schweizerdorf, Sankt Margaretha, das einen völlig fabelhaften Eindruck der lieblichsten Art auf mich machte. Saubere hölzerne Häuser mit Galerien und vorstehenden Dächern stehn planlos je etwa 10–12 Schritte voneinander in einem dunkelschattigen Walde der stattlichsten Fruchtbäume, ein jedes von frischem Grasboden umgeben, durch welchen sich einige reinlich gehaltene Fahrwege schlängeln. Wie man vors Dorf hinauskommt, zeigt sich zur Linken, erhöht zwischen Bäumen, die Kirche mit dem Türmchen; rechts an der Straße kommt der Fluß wieder vor, welcher jedoch nicht lange sichtbar bleibt. Es war schon ziemlich Abend geworden, als mir einfiel, daß hier herum sein Eintritt in den Bodensee sein müsse, und diesen wünschte ich zu sehen. Ein Weib, das neben einer Ziege auf einem Raine strickend saß, wies uns in einen Seitenweg durch ein Gebüsch, worin wieder ein Dorf verzettelt lag, dahinter wir die Stelle finden würden. An seinem Ende stand ein Wirtshaus, zum «Alten Rhi» genannt, wo wir einkehrten. Wir hatten aber wohl noch eine Viertelstunde weit an dem einsamen Ufer des Rheins hinzugehn, bis wir an eine sandige Landzunge kamen, wo sich der See ausbreitete. Der Übergang hat nichts Besonderes. Einige Schiffer in der Nähe mühten sich ab, ihr Fahrzeug flott zu machen, das sich auf einer seichten Stelle festgerannt; ein regnerisches Abendlicht stimmte sehr gut zu dieser stillen Scene. Ein verlassenes Boot, am Pflock angebunden, ächzte im Wellenschlag; die letzten Vogelstimmen verklangen im Weidicht. Mir war in dieser Abgeschiedenheit so süß melancholisch ums Herz; Ihr hättet's fühlen sollen, wie ich Euch nahe war! Wir schöpften eine gute Portion halbfeuchten Rheinsand in meinen Mantelzipfel, um sämtliche Schreibzeuge in Wermutshausen und Cleversulzbach damit zu versehen. Man

füllte ihn in eine Schachtel der Wirtsfrau; drei Monatsröschen, die sie mir aus ihrem Garten schenkte, legten wir oben drauf, damit sie frisch erhalten blieben.»

Die Nacht verbrachte Mörike in unserm Rorschach, machte dann einen Abstecher nach St. Gallen und reiste darauf dem Rheinfall entgegen.

Gut zehn Jahre später, im Frühling 1851, kam Mörike abermals an den Bodensee, ärmer und reicher zugleich. Er hatte aus gesundheitlichen Gründen «bei seinem unglaublich verzärtelten Gang seines Innern» die Pfarrstelle zu Cleversulzbach nicht mehr versehen können und trug sich mit dem Gedanken, am Bodensee ein Mädchenpensionat zu eröffnen, was ihm aber gewiß noch weniger geglückt wäre. Nun begleitete ihn seine treue Schwester Klara; aber es zog in stetem Gedenken noch eine andere Frauengestalt mit. Das war die gemeinsame Freundin Margarethe von Speeth, die fromme Katholikin, welche die Frau des evangelischen Pfarrers Mörike werden sollte. Da wohnen Bruder und Schwester nun drei Monate in Egelshofen, das heute zur Gemeinde Kreuzlingen gehört, und blicken von den Fenstern hinüber nach dem Konstanzer Münsterturm, den der Wanderer bei seiner ersten Schweizerreise bestiegen und berückt die Aussicht in sich aufgenommen hat. Nun ist er beschaulicher geworden, sieht gern dem Hausherrn, einem kunstfertigen Handwerker, zu, kehrt im «Löwen» und im «Schäfli» ein und schreibt Liebesbriefe an Gretchen. Er zeichnet ihr das Kirchlein von Bernrain, dessen Glöcklein er näch-

tens vernahm, derweilen Schwester Klara Blumen für die gemeinsame Hausgenossin der fränkischen Jahre sucht. Wenn sie ein Blatt mit einem roten Fleck findet, bringt sie es dem zeichnenden Bruder und sagt, dies Blatt hätte unter Christi Kreuz gewachsen sein können. Ein Wegkreuz steht dicht dabei, und die Inschrift meldet ein Wunder, das sich vor einem halben Jahrtausend begeben hatte.

Die Jungfrau, welche dieses Blatt empfing, war indessen schon, von liebenden Wünschen gezeichnet, in die Dichtung eingegangen, welche Mörike genau in der Mitte zwischen seinen Bodenseereisen geschrieben hatte. Vom Sommer 1845 bis zum Sommer 1846 war die «*Idylle vom Bodensee*» entstanden, von welcher der Dichter kurz nachher bekannte: «In meinem Leben hab' ich nichts unter so glücklichen, auch nur von weitem ähnlichen Umständen gemacht, und es ging nicht mit rechten Dingen zu, wenn man es der Arbeit nicht ansähe.» Die Geschichte ist in reiner Lust ersonnen, gesteckt voller Fabulierfreude und von einer Heiterkeit des Herzens, als hätte es Mörike darauf angelegt, einmal das froheste Licht der Seelandschaft in Hexametern einzufangen. Jawohl, in den klassischen Vers Homers. Der Bodensee, an den drei Länder reichen wie drei Erdteile ans Mittelmeer, die Gestade, an denen die Traube, in den geschütztesten Buchten gar die Feige gehegt wurde, waren ihm homerische Welt. Freilich schwäbisch bleibt die Lust am Schabernack und biedermeiermäßig der Hang zum Idyll friedlicher Menschen. Es fehlen die Helden, die Götter und Großen. Oder ist am Ende der See die alles tragende, alles durchpulsende große Macht?

Dicht am Gestade des Sees, im Kleefeld, steht ein verlassnes
Kirchlein, unter den Höhn, die, mit Obst und Reben bewachsen,
Halb das benachbarte Kloster und völlig das Dörfchen verstecken,
Jenes gewerbsame, das weitfahrende Schiffe beherbergt.
Uralt ist die Kapelle; durch ihre gebrochenen Fenster
Streichet der Wind, und die Distel gedeiht auf der Schwelle des Pfortleins;

Kaum noch hält sich das Dach mit gekrümmtem First, ein willkommener
Schutz vor plötzlichem Regen dem Landmann oder dem Wanderer.
Aber noch freut sich das Türmchen, in schlanker Höhe den weiten
See zu beschauen den ganzen Tag und segelnde Schiffe
Und jenseits, am Ufer gestreckt, so Städte wie Dörfer,
Fern, doch deutlich dem Aug', im Glanz durchsichtiger Lüfte.
Aber im Grund wie schimmern die Berge! wie hebet der Säntis
Silberklar in himmlischer Ruh' die gewaltigen Schultern!

In der Nähe von Buchhorn – so hieß, wie wir wissen, Friedrichshafen einst – ruhen die Mäher im Schatten einer verlassenen Kapelle. Martin, ein rüstiger Fi-

scher von siebzig Jahren, würzt das Mahl mit Erzählungen. Er beschwört erst die Geschichte. Die Glocke im Turm der Kapelle, welche man beim Anstieg die Wein-

berge hinauf durch die verwitterten Läden hindurch zu sehen vermöge, sei aus dem Erz eines urzeitlichen Fundes gemacht worden, der einen römischen Kriegsgott zeigte. Es brauchte das Bannwort des Mönchs, um das Erz dem Christentum dienstbar zu machen. Nun freilich hängt die Glocke vergessen im Türmchen. Zwei der Hörer, der Schneider Wenzel und ein anderer Bursche namens Steffen, wollen die Glocke nun eines Tages entwenden und sie zu Geld machen.

Dann zur fröhlichen Heimfahrt wandten sich alle befriedigt.
Andere noch, die zu Fuß am Morgen herüber gekommen,
Nahmen sie auf in das Schiff, bunt sitzend umher auf den Bänken
Oder gelehnt am Bord. So plauderte jedes und scherzte,
Während der Wind von Bregenz her, in stetigem Zuge
Sanft andringend, mit Macht auftrieb das gewaltige Segel.
Martin, der Klarinett wie ein Meister zu spielen gelernt war,
Machte Musik, frisch auf, daß zur Rechten die blühenden Ufer
Drüben, im letzten Gefunkel des Tages, die verschobenen Buchten,
Reben- und Obstbaumhügel, die Schlösser, die Höfe, die Flecken,
Schneller sich drängten herbei, entgegen dem lieblichen Schalle.
Fels und Turm, gleichwie sie mit Lust ihr eigenes Abbild
Sahn in flüssigen Farben gemalt auf der glänzenden Fläche,
So nun vergnügt es sie jetzt, die begierig empfangenen Töne
Wiederzugeben alsbald in melodischer Folge mit Necken.

Fischer Tone hat seiner Gertrud ein schmuckes Ruder übergeben. Er verscherzt aber ihre Gunst, weil er nachher ein Lied anstimmt, in welches sie, die Unbegabte, nicht einstimmen kann. Umso eher tut es die Schäferin Margarete. Trude schmolzt nun tagelang, und die Mutter samt der Base raten ihr, sich doch eher an den reichen Müller von Bärnau zu halten, und als dieser Mann, dessen Haare heller sind als seine Gedanken, mit zwei Goldfuchsen am Wägelein vorfährt, sagt Gertrud, der

Das Motiv der Habgier, die sich über das Edle hinwegsetzt, kommt nun auch in der Geschichte vor, die um ein Menschenalter zurückliegt, denn die ländliche Muse, so sagt der Dichter, liebe zur Seite zu schweifen. Der Fischer Martin erzählt, wie junge Dorfleute auf den Lindauer Markt gefahren sind. Die Burschen haben ihren Mädchen bunte Geschenke, Hauben, Bänder und andern Schmuck erstanden.

schon als Schulmädchen der Kreuzer im nassen Fäustchen schwitzte, ehe sie ihn für die Osterbretzel hergab, schließlich zu. Das fordert den Widerspruch der Jungmannschaft heraus. Der Fischer Märte heckt etwas aus.
Am Hochzeitstage will der beiseite geschobene Tone nicht im Dorfe sein. Er steigt frühmorgens auf die Höhe, wo er die Schäferin Margarete antrifft, und ihr stilles Wesen tut es ihm an. Die Sonne beschien bald ein Brautpaar.

Staunend blickte der Jüngling auf sie und rührte schüchtern
Ihr an die Achsel: Was ist dir? frug er, in steigender Ahnung,
Nahm ihr die Hände hinweg vom Gesicht, und es lachten die klaren
Augen ihn an, mit Tränen gefüllt unsäglicher Liebe.
Aber der Jüngling umschlang mit brünstigen Armen das Mädchen
Fest, und sie küßten einander und hingen ein Weilchen sich also
Schweigend am Hals und fühlten die stärkeren Schläge des Herzens,
Sahen aufs neue sich an und herzten einander und lachten
Hell vor unschuldiger Lust und schienen sich selber ein Wunder.
Tausendfältig sofort mit Worten bekräftigten beide
Sich, was wieder und wieder zu hören die Liebenden freuet.
Ruhig indessen am Abhang weideten nieder die Schafe,
Vom aufmerksamen Wächter bewacht; auch schaute die Hirtin,
Oft vorbeugend ihr Haupt, nach der Schar, ob keins sich verlaufe.
Hoch stand aber die Sonne, schon sechs Uhr schlug es im Dorfe,
Und es gemahnte die Zeit jetzt, ach, den Schiffer zum Abschied.
Zehnmal sagt' er bereits Lebewohl, und immer von neuem
Hielt er die Hand, die bescheidene, fest und hub er von vorn an.
Endlich erhoben sie sich, und, gelehnt an das Mädchen, der Jüngling
Sah in die Gegend hinaus. Ach, wie viel anders erglänzen
Jetzt die Berge vor ihm! und der See und der herrliche Morgen!

Underdessen hatte der Schalk seine Streiche gespielt. Martin, der Fischer, stahl der Braut das geladene Brautfuder aus ihrer Scheune. Als ein Ratsherr des Weges kam, sagte man ihm, auf das hochgetürmte verhüllte Fuder deutend:

Hier ist ein Fuhrmann, seht, aus dem Galler Kanton, will gegerbte / Rindshäut – führen auf
Ulm, wo sie jetzt – wir hörten es eben – /
Über den Münster ein großes Futteral her-
machen, mit vielen / Kosten, ein Wunder der
Welt. Er sagt, man könne nicht Sattler /
Gnug aufreiben im Land zur Arbeit.

Die Fuhr geht in den Wald hinaus. Auf einer Waldwiese wird die ganze Aussteuer auseinandergezerrt und quasi eine Waldlichtung möbliert. Die Burschen tanzen wie toll in dieser Wirtschaft à la belle étoile, zechen, jauchzen und musizieren. Zwei große Strohpuppen, die den reichen Müller und seine Frau darstellen, sind in der Mitte des Gelages, und ein Kindlein aus Brotteig ist bei ihnen. Die Brautleute haben den Spott. Statt freudiger Hochzeitsgäste sind ihnen Spötter erstanden, die auf diese Weise Gericht halten. Kurz darauf aber wird die Verlobung Tones mit der Schäferin freudig gefeiert. Die Geschichte nimmt nun den anfangs begonnenen Faden auf. Man erinnere sich jener Kapelle mit der Glocke, welche der Schneider mit seinem Helfer versilbern wollte. Nächstens steigen sie mit Leitern in die Turmstube und finden statt des Erzes im Glockenstuhl einen schäbigen alten Hut. Aus dem Eulennest aber vernahm man die wohlbekannten Töne der Dorfklarinette, und man kannte auch die Weise, welche der listige Fischer blies, nämlich das Lied «Was gleicht uns Schneidern an Witzten und Listen». Mit einer Trunkspende erkaufen sich die Leute das Schweigen.

Aber Mörike scheint die Sache doch erfahren zu haben? Mit nichten. Es ist sauber alles ersonnen, und ein gleiches gilt von dem Stuttgarter Hutzelmännchen, ob schon Uhland, der fleißige Leser, glaubte, er hätte wenigstens an einer Stelle eine Quelle Mörikes gefunden. Mörike schrieb darüber im April 1854 an Storm, es sei ein närrischer casus. Er hätte «auch in den hintersten Kammern seines Gehirns nicht die leiseste Spur empfangener Überlieferung». Wir aber erkennen aus diesem Belege einmal mehr gleich zweierlei: wie nahe Mörikes Kunst dem innersten Volksgemüte war und daß der Schacht seiner Phantasie noch unergründlicher war als selbst der Blautopf bei Blaubeuren.
Würden wir das gesamte dichterische Schrifttum und nicht nur das Gedicht

würdigen, so müßte nun ausgiebig von Joseph Viktor von Scheffel und seinem «Ekkehard» die Rede sein. Dann wäre der See das breite blaue Band, das den Hohentwiel mit der St. Galler Landschaft verbindet, und wir würden unser Wort zum geschichtlichen Roman und zur historisierenden Manier Scheffels sagen. Freilich hat ein Größerer auch als Epiker den Bodenseestrand betreten, in einer Novelle, die freilich die Scheitelhöhe der Hauptwerke nicht erreicht. Wir denken an C. F. Meyer und seine schalkhafte Erzählung «Plautus im Nonnenkloster», die uns zur Zeit des großen Konstanzer Konzils in ein Frauenkloster unserer Gegend führt. Der gleiche Dichter hat uns aber auch ein ernstes Gedicht geschenkt, das eine Gestalt der gleichen Zeit darstellt. Es führt uns zu den Doppeltürmen von Gottlieben. Dort war «Hussens Kerker», worin der tapfere böhmische Gottesstreiter dem Scheiterhaufen und dahinter, darüber dem Morgenrot der Ewigkeit entgegen-sah.

Es geht mit mir zu Ende,
Mein Sach und Spruch ist schon
Hoch über Menschenhände
Gerückt vor Gottes Thron,
Schon schwebt auf einer Wolke,
Umringt von seinem Volke,
Entgegen mir des Menschen Sohn.

Den Kerker will ich preisen,
Der Kerker, der ist gut!
Das Fensterkreuz von Eisen
Blickt auf die frische Flut,
Und zwischen seinen Stäben
Seh ich ein Segel schweben,
Darob im Blau die Firne ruht.

Wie nah die Flut ich fühle,
Als läg ich drein versenkt,
Mit wundersamer Kühle
Wird mir der Leib getränkt –
Auch seh ich eine Traube
Mit einem roten Laube,
Die tief hinab ins Fenster hängt.

Es ist die Zeit zu feiern!
Es kommt die große Ruh!
Dort lenkt ein Zug von Reihern
Dem ew'gen Lenze zu,
Sie wissen Pfad und Stege,
Sie kennen ihre Wege –
Was, meine Seele, fürchtest du?

Ist es nicht wundersam, daß es in der Bodensee-Welt selbst dem Gefangenen frei und weit zumute wird? Freilich ist der Ausblick auf die Flut nur der irdische Anfang eines höhern Aufschwungs. Nicht der See verleiht die letzte Weite, sondern der Glaube. Das wahrhaft erhebende Gedicht hat den kräftigen Schritt des evangelischen Chorals.

Ganz anders ist die «Vision», welche Rainer Maria Rilke von diesem blutigen Geschehen hat, das in die Weltgeschichte eingegangen ist. Eindrücke bedrängen erst den Impressionisten aus Prag, dessen Herz auch für Hus schlägt, den er schließlich denkmalmäßig überhöht: es kommt ihm vor, der Münsterturm mit dem breiten Unter- und Mittelbau sei der versteinte Blutzeuge selbst. Hören wir Rilkes Verse, die mit «Vision» überschrieben sind:

Ich geh durch die greise nächtige Stadt,
will wissen, was Konstanz für Träume hat.

Ob sich der alte Zauber schon brach?
Lichter erstehen und sterben im Hafen,
Giebelhäuser sinnen verschlafen
wilden, weiten Zeiten nach.
Etwas weht in dem Dämmer des Orts,
etwas wohnt in den dumpfen Gassen
noch von dem alten Pfaffenhassen
eines erlösenden Flammenworts.

Dunkel stiert ein gieriger Sinn
aus der ewigen Kälte der Säle,
und wie Gewänder der Kardinäle
schleppt der Wind an den Häusern hin.
Heimlich wie leise Knappen der Herr'n
schwinden Schatten im Dämmerflocken ...
Und dann kommt es wie Osterglocken
über den Hafen von fern, von fern.

Und ich schaue zurück auf die Stadt,
will wissen, was Konstanz für Träume hat.

Und über dem schwarzen Zinnentor
wächst es reckenriesig empor,
wächst in das nächtige Glockengebraus,
wächst in die dröhnende Nacht hinaus.
Seltsam, ist das Münsterturm? –

Schultern sind das, erstarkt im Sturm,
ehern, darauf geschraubt,
ruht,
sternumlaubt,
herrlich ein Heldenhaupt
mit dem Ketzerrhut –
Hus. Wie in der Worteschlacht,
hoch, wie einst beim Konzil.
Da weint die Nacht.
Und er nickt nur sacht
und lacht
über Kaiser- und Pfaffenspiel. –

So sah ich den Helden in nächtiger Stadt:
er will wissen, was Konstanz für Träume hat.

Wir sind in unserm Gange an die Schwelle der Gegenwart herangerückt, und ich möchte nun niemand im Angsttraum einer Stadt entlassen. Werfen wir noch einen Blick in den Kreis der unlängst Gestorbenen und noch Lebenden. Freilich, die Bodensee-Gedichte derer von gestern und

heute sind beinahe so zahlreich wie die Muscheln am Strande, und es hat solche darunter, die wirklich leuchten wie die perlmuttern schimmernden Schalen unter Kieselsteinen. Gar manches Dichterheim steht am See, was sollte dieser nicht in das Schaffen hereinrauschen und -blinken und bald als kleines Lied, bald als größere Dichtung wie Rudolf Hagelstanges «Meersburger Elegie» wieder ausfliegen. Die Fülle auferlegt eine kleine, gewiß ungenügende Auswahl. Noch drei Namen seien genannt; zwei gehören Gestalten an, die vor rund einem Jahrzehnt gestorben sind, während der dritte in Jahren der letzten Reife steht.

Julie Weidenmann hat als Pfarrfrau in Keßwil eine ganze Folge von achtzehn Bodensee-Gedichten geschrieben. Sie nennt ihn im ersten «Ewige Landschaft».

Die Wellen rauschen wie seit Anbeginn
der Welt, und selge Bläue wogt im Licht.
Der Himmel spiegelt still sein Angesicht,
und hoch und fern die weißen Wolken ziehn.

Verträumte Hügel hüllen zart beschwingt
lebendige Flut in ihrer Sehnsucht Kreis.
Ein Nebeltor verdichtet Blau in Weiß,
und Grenzenloses im Geleucht versinkt.

Hineingetönet in das Urgetön
die alten Uferbäume Harfen sind.
Demütig neigt das Schilfrohr sich im Wind.

Urewiger Einklang brandet groß und schön!
Das ist wie Heimat und Geborgenheit,
Herzziel und Mitte, Gottes Ewigkeit.

Julie Weidenmann wird nicht müde, immer neue Bilder für den See zu ersinnen. Sie nennt ihn bald blaue Wiege, Gottes Auge, mütterlicher See; bald erscheint der See der Badenden wie ein Gewand, und dann, in höchster Steigerung, fühlt sie sich selbst «erlöst, befreit, selbst Woge, Welle, Meer!»

Über zwanzig Gedichte hat auch Emanuel von Bodmann seiner Sammlung unter den Titeln «Der See» und «In meinem Boot Reiher» eingefügt, und im Inhaltsverzeichnis können wir nachlesen, wo viele weitere Gedichte entstanden, die wir dem Ort der ersten Niederschrift nach, als Bodensee-Gedichte ansprechen dürfen. Da ist vom Gasthaus Besmer bei Kreuzlingen, vom Gaisberger Wald und vom Tägermoos und gar manchen andern Orten die Rede, wo die dortigen Leute kaum ahnten, daß in ihrem Klima Gedichte gediehen. Wer war denn dieser Sänger? Man beachtete wohl den zartgebauten Mann kaum. Dabei hatte er wie wenige das Recht, um aufzutreten und zu sagen: mein Bodensee. Schon ehe die Eidge-

nossenschaft entstand, blühte der Stamm der Edeln von Bodimen. Ihre Stammburg erhob sich bei Überlingen. Allein das kämpferische Vätererbe war in stilleren Geschlechtern ruhiger geworden. Unser Dichter Emanuel war ein Wegelagerer anderer Art. Stundenlang konnte er auf der Lauer liegen, um einen Nachtschwärmer einzufangen. Wer sich einmal, wenn ein wattiger graugrauer Nebel See und Seele umfängt, ein Farbenfest bereiten will, der suche das Dichterheim in Gottlieben auf, wo die Witwe des Dichters nicht nur seine Schriften und lieben Dinge, sondern auch eine Schmetterlingssammlung von unerhörter Pracht hütet. Auch das gehört zur Lebensernste dieses Dichters, den man nächtens mit einem Lämpchen im Ried oder im Wald begegnen konnte. Auch seine meist sehr kurzen Gedichte sind zart wie Falter. Hören wir eines, das seine beiden Strophen wie zwei Flügel ausbreitet. Es entstand am 5. und 6. März 1924, als Emanuel Bodman in seinem Boot «Reiher» ausfuhr und den «Augenblick im März» festhielt:

Eine selige Perlmutterchale,
Ruht der See noch mit verhülltem Glanz,
Spielt in Farben wie zum ersten Male,
Und nun ist's, als öffne sie sich ganz.

Und nun ist's, als tränke er mit Beben
Frühlingsbläue schon in sich hinein.
Wieder einmal öffnete das Leben
Seinen langverschloss'nen Wunderschrein.

Damit einer für uns Lebende spreche, hören wir noch Hermann Hesse zu, der im Jahre 1946, da Emanuel von Bodman starb, den Nobelpreis gewann. Er hat in seiner Gesamtausgabe die Gedichte von drei, sieben und mehr aufeinanderfolgenden Jahren zu Gruppen zusammengefaßt, und das erlaubt uns, einigermaßen zu sagen, welche seiner Gedichte in seine Gaienhofen Zeit (1904–12) vor dem ersten Weltkrieg fallen. Eines davon ist sein bekanntestes Gedicht geworden; aber wenige wissen, daß es vor bald fünfzig Jahren (1907) in einer zuerst in Prosa einsetzenden Schilderung «Eine Fußreise im Herbst» («Diesseits») erschien. Wir wollen sie als Einstimmung vernehmen.

Nebel

Am Morgen wachte ich zeitig auf und beschloß, sogleich weiter zu wandern. Es war kalt, und ein Nebel lag so dicht, daß man kaum über die Straße sah. Frierend trank ich Kaffee, bezahlte Zeche und Nachtlager und ging mit langen Schritten in die dämmernde Morgenstille hinein.

Rasch erwärmend ließ ich Stadt und Gärten hinter mir und drang in die schwimmende Nebelwelt. Das ist immer wunderbar ergreifend zu sehen, wie der Nebel alles Benachbarte und scheinbar Zusammengehörige trennt, wie er jede Gestalt umhüllt und abschließt und unentrinnbar einsam macht. Es geht auf der Landstraße ein Mann an dir vorbei, er treibt eine Kuh oder Ziege oder schiebt einen Karren oder trägt ein Bündel, und hinter ihm her trabt wedelnd sein Hund. Du siehst ihn herkommen und sagst Grüß Gott, und er dankt; aber kaum ist er an dir vorbei und du wendest dich und schaust ihm nach, so siehst du ihn alsbald undeutlich werden und spurlos ins Graue hinein verschwinden. Nicht anders ist es mit den Häusern, Gartenzäunen, Bäumen und Weinberghecken. Du glaubtest die ganze Umgebung auswendig zu kennen und bist nun eigentümlich erstaunt, wie weit jene Mauer von der Straße entfernt steht, wie hoch dieser Baum und wie niedrig jenes Häuschen ist. Hütten, die du eng benachbart glaubtest, liegen einander nun so ferne, daß von der Türschwelle der einen die andere dem Blick nicht mehr erreichbar ist. Und du hörst in nächster Nähe Menschen und Tiere, die du nicht sehen kannst, gehen und arbeiten und Rufe ausstoßen. Alles das hat etwas Märchenhaftes, Fremdes, Entrücktes, und für Augenblicke empfindest du das Symbolische darin erschreckend deutlich. Wie ein Ding dem andern und ein Mensch dem andern, er sei, wer er wolle, im Grunde unerbittlich fremd ist, und wie unsere Wege immer nur für wenige Schritte und Augenblicke sich kreuzen und den flüchtigen Anschein der Zusammengehörigkeit, Nachbarlichkeit und Freundschaft gewinnen.

Verse fielen mir ein, und ich sagte sie im Gehen leise vor mich hin:

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Julikinder

Wir Kinder im Juli geboren
Lieben den Duft des weißen Jasmin,
Wir wandern an blühenden Gärten hin
Still und in schwere Träume verloren.

Unser Bruder ist der scharlachene Mohn,
Der brennt in flackernden roten Schauern
Im Ährenfeld und auf den heißen Mauern,
Dann treibt seine Blätter der Wind davon.

Wie eine Julinacht will unser Leben
Traumbeladen seinen Reigen vollenden,
Träumen und heißen Erntefesten ergeben,
Kränze von Ähren und rotem Mohn in den Händen.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

Aber der Schleier, der auf unsere gebüschelten Garben von Bodensee-Gedichten fällt, soll nicht grau sein, sondern die ertotfrohen Farben des Sommers tragen. Da ist zunächst ein schnittig beginnendes und milde verklingendes Gedicht:

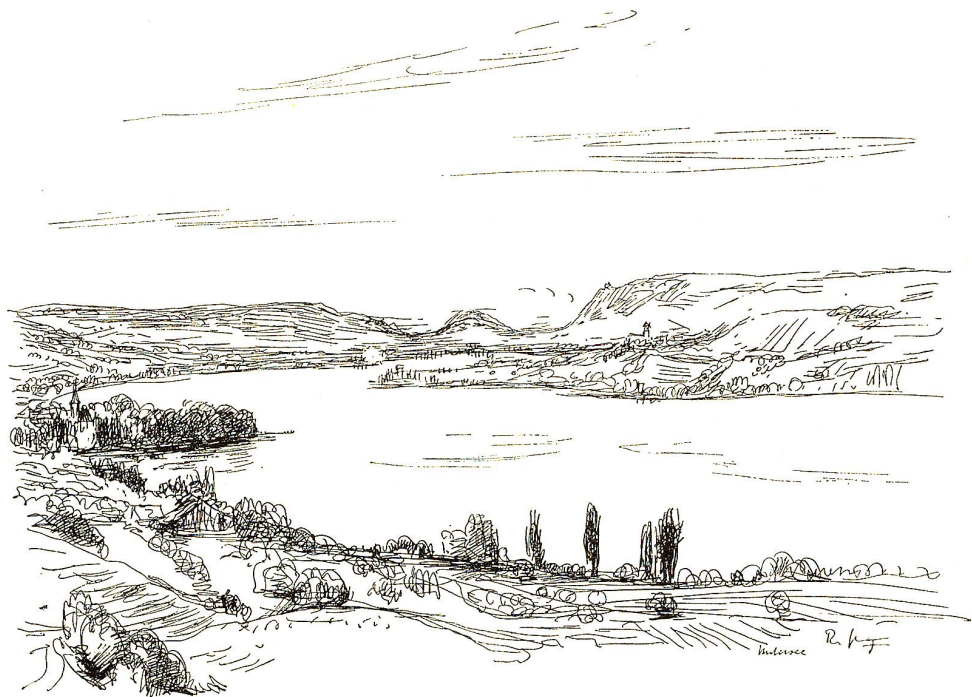
Windiger Tag im Juni

Der See starrt wie Glas,
Am steilen Hügelhang
Weht silbern das dünne Gras.

Jammernd und todesbang
Schreit ein Kiebitz in der Luft,
Taumelt in zuckenden Bogen.

Vom andern Ufer herübergeflogen
Kommt Sensengeläut und
sehnlicher Wiesenduft.

Und wir schließen mit einem Siegel des Lebens. Wenn der Hochsommer über dem See steht und die Gärten von Farben sprühen, dann sollte uns das Gedicht «Wir Julikinder» nicht ferne sein.



Am Untersee
Zeichnung von Theo Glinz